

Zeitschrift: Schweizerische Lehrerzeitung
Herausgeber: Schweizerischer Lehrerverein
Band: 78 (1933)
Heft: 48

Anhang: Aus der Schularbeit : Beilage zur Schweizerischen Lehrerzeitung, Dezember 1933, Nummer 10
Autor: Weckerle, Rudolf / Frauenfelder, Ol. / Müller, Elisabeth

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

AUS DER SCHULARBEIT

BEILAGE ZUR SCHWEIZERISCHEN LEHRERZEITUNG

DEZEMBER 1933

NUMMER 10

Weihnachts-Nummer¹⁾



Weihnacht

Wieder klingt es
mild und hehr:
«Kam ein Stern von
weitem her...»

Weisses Licht der
Weihnachtszeit,
leuchte in die
Dunkelheit!

Mach die Blicke
hell und klar
und die Herzen
treu und wahr!

Unsre ewigen
Ziele sind
an der Krippe
bei dem Kind.

Rudolf Weckerle.

Das Konzert in der Schulstube

Weihnachtserzählung.

Der weinrote Tourenwagen hielt auf offener Landstrasse. Sein Insasse, ein Herr mittleren Alters, mit hochgezogenem Pelzkragen und tief in die Stirne gekrempter Pelzmütze, wachte aus seinem Dahinträumen auf, in welches ihn das leichte Schüttern des Wagens versenkt hatte. Er riss mit einiger Mühe das Fenster hoch. Draussen stand der Chauffeur. Er schien zu rauchen. Aber es war nur der Atem, welcher stossweise in Dampfvolken den Lippen entströmte.

«Wir sind doch nicht schon an Ort und Stelle?»

Der Chauffeur schüttelte verneinend den Kopf und machte sich am Motor des Wagens zu schaffen.

«Warum halten wir denn?»

Der Autoinsasse stieg aus. Durch den Pelzmantel hindurch spürte er die beissende Kälte, welche ihm von der steinharten, schneefreien Strasse her an den Beinen hochstieg.

«Was ist denn los?»

Guido Lemner, der Violinist, war es gewohnt, andere warten zu lassen, aber nicht selbst zu warten oder von Hemmnissen in seinem Weg behindert zu werden. Hätte er nur dem Rate seiner Freunde Folge geleistet und wäre bis zur Abfahrt des Zuges in ihrem Kreise geblieben. Allein, er hatte es vorziehen müssen, zu seiner Ausspannung im Auto einen Umweg nach der Stadt zu machen, in welcher er heute abend ein Weihnachtskonzert zu geben hatte. Und nun steckte er mit seinem Auto auf offener Strasse. Die Stimme des Chauffeurs unter dem Wagen tönte nur undeutlich zu ihm herauf.

«Panne.»

«Panne! Himmelherr... Wann werden Sie die Panne behoben haben?»

Wieder tönte die Stimme unter dem Wagen hervor: «Es mag eine Stunde gehen, Herr.»

Guido Lemners kurzes Lachen klang nicht so rein wie sein Geigenspiel.

«Eine Stunde, sagen Sie, eine Stunde!» Er warf einen Blick auf seine Taschenuhr.

«Es ist jetzt bald halb vier Uhr. In einer Viertelstunde muss der Wagen wieder fahrbereit sein. Ich hab' in der Stadt noch allerlei zu besorgen. Hören Sie, in einer Viertelstunde!»

Die Stimme unter dem Wagen gab Antwort: «Ich tu', was ich kann, Herr. Mehr kann ich nicht!»

Der Künstler zwang sich zur Ruhe. Nein, er durfte dem Chauffeur nicht Unrecht tun.

«Ich werde vorausgehen und im Dorfe ein Unterkommen suchen. Sie fahren mit dem Wagen nach, wenn die Reparatur beendet ist. Hupen Sie laut!»

Der Violinist entfernte sich mit raschen Schritten, um ins Dorf zu gelangen, dessen erste Dächer hinter einer Biegung der Strasse zu sehen waren. Strasse, Dächer und Bäume waren schneefrei. Ein glasklarer Himmel wölbte sich über der Landschaft und machte es dem einsamen Gänger schwer, zu glauben, dass es der Tag vor Weihnachten war. Der Tag, zu welchem Schneegeköber ebensosehr gehörte wie der Duft von Tannen und Weihnachtsgebäck. Der Strasse entlang lief ein breiter Graben, dessen Wasser bis auf den Grund gefroren war und im Scheine der schon tief stehenden Sonne wie ein mitleidloses Auge blinkte. Von einem der entlaubten Bachgebüsche erhoben sich beim Annähern des Wandernden einige hungrige Dohlen mit heiserem Gekrächz und flatterten wie aufgescheuchte schwarze Gedanken aufs Feld hinaus, wo sie sich mit kurzem Aufwippen niederliessen. Guido Lemner hatte die ersten Häuser des Dorfes erreicht. Das Dorf war klein, denn er konnte beim Eingange der Strasse schon das Ende derselben erblicken, hinter welchem auf ansteigendem Hügelgelände kahle

¹⁾ Die vier ersten Bilder der Weihnachts-Nummer zeichnete Felix Marx, Zeichenlehrer, Luzern.

Bäume ihre armseligen Aeste trostlos zum blauen Himmel aufstreckten. Und nirgends ein Gasthauschild, das zum Eintreten aufmunterte. Guido Lemner fror und wäre um einen warmen Ofen froh gewesen. Der Dorfbrunnen, an dem er vorbeischrift, schwieg und liess durch sein Schweigen die Kälte noch fühlbarer werden. Hinter den mit alten Tüchern und Strohwischen verstopften Stallfenstern hörte der Violinist nur undeutlich das Scharren und Stampfen von Kühen und Pferden oder das dumpfe Klirren von Ketten. Wenn er nur einen Menschen angetroffen hätte! Aber die Kälte schien alle Bewohner des Dorfes in das Innere der Häuser gebannt zu haben. Da öffnete sich einige Schritte vor ihm eine Haustüre und ein Bauernmädchen trat über eine verwitterte Stein-
 treppe auf die Dorfstrasse hinaus. Unter dem um den Kopf gewundenen Wolltuche schaute ein flachsblondes Zöpfchen hervor. Das Mädchen schien es sehr eilig zu haben, denn es huschte schattenhaft an Guido Lemner vorüber. Der grosse Schultornister, der auf- und niederklapperte und an viel zu langen Tragriemen hing, bewies aber, dass es keine Schattengestalt war.

«He, Kleine!»

Das Schulmädchen blieb stehen.

«Weisst du, wo die Post ist?»

Das Wolltuch, aus dem heraus zwei blaue Augen und ein gerötetes Stumpfnäschen blickten, schüttelte sich energisch.

«Nä, ä.»

«Aber das nächste Gasthaus?»

«Nä, ä.»

«Aber die Schule?»

Die Schule? Warum nicht? In der Schule musste es auch warm sein. Und der kurze Unterschlupf würde ihm vom Lehrer oder der Lehrerin gewiss nicht verweigert werden. Wie lange war es her, dass seine Hosen auf der harten Dorfschulbank fadenscheinig geworden waren!

Aber das kleine Mädchen setzte sich, ohne weitere Antwort zu geben, schneller und immer schneller in Bewegung und war bald, sich mehrmals umschauend, in einem Seitengässchen verschwunden. Guido Lemner folgte dem Angsthäschen in der gleichen Richtung nach. Wie er in das Seitengässchen einbog, war das kleine Geschöpfchen verschwunden. Doch er brauchte es zu seiner Führung nicht mehr. Auf einem weiten Platze sah er das Schulhaus vor sich. Reck- und Barrenbalken standen wie pflichtgetreue Wachtposten auf dem Turnplatze. Auf der Stirnseite des Hauses stand über einem hohen Torbogen in goldenen Lettern ein Bibelspruch.



Noch zögerte der Violinist. Was hatte er eigentlich im Schulhause zu suchen? Da klang, durch die geschlossenen Fensterscheiben gedämpft, Violinspiel zu ihm her. Das war kein Durchschnittsspiel. Er hatte ein Ohr dafür. Das war ein Suchender, der da drinnen den Bogen über die Saiten streichen liess. Der Künstler öffnete das Schultor und betrat einen hohen, mit Steinplatten ausgelegten Hausflur, an dessen Wänden Kunststeindrücke in Wechselrahmen hingen. Ei, da hing ja sein Heimatdörfchen. Er erkannte es am Zwiebeldache des Kirchturmes, der seines Alters und seiner Bauart wegen das Ziel von Malern und Forschern bildete. Guido Lemner nahm dies als gute Vorbedeutung. Er zögerte mit dem Anklopfen, denn er wollte das Geigenspiel, das ihn fast wider Willen festhielt, nicht stören. Der Spieler hinter der verschlossenen Türe machte eine Pause, und Guido Lemner benutzte sie, um anzuklopfen. Schritte näherten sich der Türe, zögernd, wie es ihm schien, und dann mit einem entschlossenen Aufsetzen der Absätze. Zwei blaue Augen hinter einer grossen Brille blickten ihn aus einem blondbärtigen Gesichte an. Es lag ein stummes Fragen und auch eine verhaltene Enttäuschung darin. Der Lehrer, er war der Geigenspieler gewesen, trat einen Schritt zurück und hiess den Fremden eintreten. Dieser war im Begriffe, sich seines Eindringens wegen zu entschuldigen und umzukehren, aber schon hatten sich die Knaben und Mädchen mit Fussgescharr von ihren Bänken erhoben, um dem Eintretenden den Gruss zu erweisen. Lemner gab den Gruss freundlich zurück und fühlte sich von einer wohligen Stubenwärme umflutet. Er entledigte sich des Mantels, trat zum Ofen und strich mit seinen froststarrten Händen über die warmen, grünen Kacheln. Jakob Waldner, der junge Lehrer, hielt den Künstler, den er nicht kannte, für einen schon vor Wochen angekündigten Schulbesuch. Er fragte den fremden Gast nach seinen Wünschen. Der Violinist hatte es auf der Zunge, den begreiflichen Irrtum des Blondbärtigen richtig zu stellen, aber er konnte der Versuchung, die ihm zugeteilte Rolle noch eine Weile weiter zu spielen, nicht widerstehen.

«Ich wünsche, dass Sie weiter spielen, und — dass ich während Ihres Spieles meinen durchfrorenen Rücken am Ofen aufwärmen kann.»

Die Augen hinter der grossen Brille schlossen sich für einen Augenblick. Der Besucher hatte eine seltsame Art, sich einzuführen. Wahrscheinlich geschah dies unter dem Einflusse der Weihnachtsfeier. Etwas zögernd beantwortete der Lehrer den Wunsch seines Besuchers, während er möglichst unauffällig das Visitationsheft in Bereitschaft legte.

«Ich — habe mit einer kleinen Weihnachtsfeier begonnen. Eigentlich — mit einer kurzen Vorprobe derselben. Aber wenn Sie andere —.»

Der Besuch unterbrach ihn.

«Fahren Sie mit der Vorprobe nur fort. Uebrigens, was spielten Sie vor meinem Eintreten? Es ist mir in der Musikkultur so ziemlich viel bekannt. Doch dies war mir neu.»

«Es ist eine Weihnachtslegende.»

«Von wem?»

Die Hände schienen nun genug Wärme vom Kachelofen empfangen zu haben.

«Von meinem verstorbenen Vater.»

«Von welchem Sie offensichtlich die Begabung und Liebe zur Musik ererbt haben dürften?»

Jakob Waldner wurde allmählich warm. Das war ein Besucher, dem er getrost mehr sagen durfte. Er lächelte resigniert, wie er die Frage beantwortete.

«Die Liebe, ja. Aber in meinem Wirkungskreise sind ihr — —.»

Der Fremde unterbrach den jungen Lehrer wieder.

«Enge Grenzen — —, ich weiss, was Sie sagen wollen. Dürfte ich übrigens die Weihnachtslegende Ihres Vaters einer kurzen Besichtigung unterziehen?»

«Gerne. Warum nicht?»

Jakob Waldner reichte dem Besucher ein dünnes Notenheft hinüber. Er war begierig, aus dem Munde des Fremden ein Urteil über seinen Vater zu hören. Der Besuch, der so gar nichts Kleinliches an sich hatte, musste über ein gutes Urteil verfügen. Das glaubte er aus seinem ganzen Wesen erkennen zu können. Unter der Schülerschar war indessen eine leise Unruhe entstanden. Darum liess er sie unauffällig Tafeln und Hefte hervorholen und schreiben, was auf der Wandtafel vorgeschrieben stand. Mit dem Rücken an den Ofen gelehnt, las der Künstler das Heft durch. Er rühmte sich eines ausserordentlichen Notengedächtnisses und brauchte eine Partitur nur wenige Male durchzulesen, um sie frei herunterspielen zu können. Es war kein Grosser im Reich der Töne, der dieses ansprechende Werk geschrieben hatte. Aber es war doch ehrliche, gute Kunst, die aus den Noten sprach. Beim Umwenden eines Blattes sah er seine eigene Konzertanzeige im Hefte liegen. Dies bemerkte Jakob Waldner, der beim Herumgehen zwischen den Schulbänken öfters einen Seitenblick nach dem am Ofen ins Lesen Vertieften tat.

«Entschuldigen Sie eine Zwischenfrage.»

Guido Lemner hatte es sonst nicht gern, wenn er im Lesen gestört wurde. Aber er gab höflich Antwort.

«Nun?»

«Haben Sie Guido Lemner schon spielen hören?»

Betroffen hob der Violinist seinen Blick. Beinahe hätte er sich zu früh verraten.

«Guido Lemner? Ich? Nein!»

Er konnte es mit gutem Gewissen von sich selbst sagen. Denn wenn er spielte, richtig, im Feuer spielte, dann hatte er wahrlich keine Zeit, sich selbst zuzuhören. Ein leises Seufzen kam von den Bänken her.

«Ich auch nicht. Aber einmal in meinem Leben, das habe ich mir gelobt, muss ich ihn spielen hören. Und wenn wir, meine Frau und ich, Hinfahrt und Billett uns vom Munde absparen müssen.»

Mit sanfter Hand hob er den Kopf eines Mädchens hoch, das sich zu tief auf die Tafel niedergebeugt hatte.

Der Besuch schritt zum Pulte und legte das Heft hin.

«Dürfte ich mir Ihre Geige einmal anschauen? Ich verstehe mich etwas auf Geigenbau. Möchten Sie Ihre Kinder unterdessen nicht ein Weihnachtslied singen lassen?»

«Welches Lied wünschen Sie?»

Die Stimme des Lehrers klang etwas gepresst. Warum der fremde Besuch so gar kein Wort über das Werk seines Vaters gesagt hatte? War es nicht unklug von ihm gewesen, gleich das erstemal sein Herz auf die Zunge zu legen? Guido Lemner schien sich zu besinnen. Ein unmerklich feines, schelmisches

Lächeln huschte um seinen Mund, wie er ein Lied vorschlug.

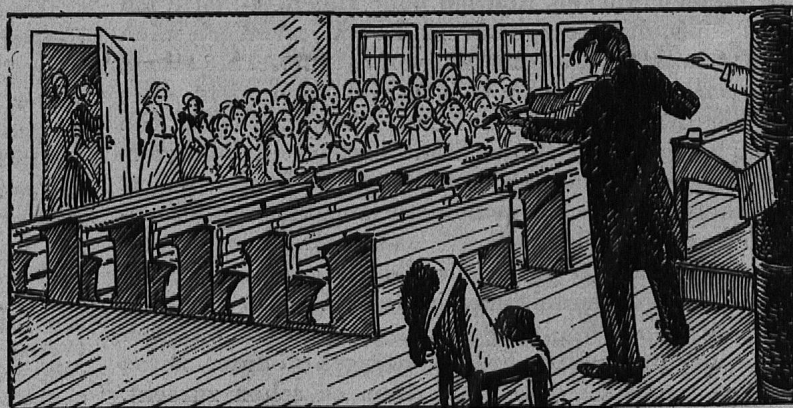
«Nehmen Sie einmal «Stille Nacht, heil'ge Nacht.»

Jakob Waldner schritt zum Pulte und reichte dem Besuche das rotbraune Instrument. Der nahm es dankend entgegen, prüfte und schaute, während der Lehrer seine Schüler zum Gesange aufstehen hiess. Guido Lemner konstatierte ein sehr gutes Streichinstrument von vollem Klange, wenn es auch bei weitem nicht an seine Stradivari hinreichte. Es gelüstete ihn, die Violine eingehend zu erproben. Die Kinder warteten stumm auf das Zeichen ihres Lehrers. Der Taktstock hob sich und aus vierzig jungen Kehlen ertönte das lieblichste der Weihnachtslieder. Vom Rücken des Lehrers und vom Gesang der Schüler gedeckt, stimmte Guido Lemner die Violine und wartete, das Instrument ans Kinn gepresst, auf seinen Einsatz. Beim Beginn der zweiten Strophe setzte er ein. Jakob Waldner hörte seine Geige spielen, aber er drehte sich nicht um, sondern dirigierte bis zum Schlusse des Liedes. Er hatte den Taktstock sehr nötig. Sein Chor, durch den Anblick des spielenden Fremden abgelenkt, drohte auseinanderzufallen. Aha, der fremde Besuch dachte, ihn auf diese Weise zu prüfen! Da wollte er, Jakob Waldner, seinen Mann stellen. Und er stellte ihn auch. Der fremde Spieler am Pulte leitete sein Spiel ohne Pause auf ein anderes Weihnachtslied über, das die Kinder zum Glücke schon Wochen vorher tüchtig eingeübt hatten. Nach einigem Zögern setzten einige Knaben- und Mädchenstimmen fröhlich ein. Und wenige Takte darauf hatte der Dirigent seine Schüler wieder in seiner Hand. Die Violine führte die jungen Sänger unermüdlich durch den blühenden Wald der Weihnachtslieder, und von Lied zu Lied wuchs die Sicherheit der Schulklasse.

Endlich schien der Spielende doch genug zu haben. Er liess das Instrument sinken, fuhr sich mit der Hand über die heisse Stirne und forderte den Lehrer mit einer kurzen Handbewegung auf, die Kinder sitzen zu lassen. Die Schüler kamen der Aufforderung nach. Die braunen Augen des seltsamen Fremden lachten Jakob Waldner vom Pulte her entgegen.

«Ihr Instrument ist gut. Aber es hat noch nicht das geleastet, was ich von einem guten Instrumente verlange. Sie erlauben doch?»

Ohne die Antwort abzuwarten, setzte er zu neuem Spiele ein. Das war ja die Weihnachtslegende, welche der Fremde spielte! Nein, hervorzauberte. Jakob Waldner, der auf einer der vordersten Schulbänke sass, musste gegen das Gefühl ankämpfen, dass es da nicht mit natürlichen Dingen zugehe. Ausser seinem Vater, ihm und seiner Frau hatte noch niemand tieferen Einblick in die «Weihnachtslegende» getan. Auch



der Fremde dort nicht. Denn das Durchsehen war doch kein tiefer Einblick gewesen. Das Notenheft lag geschlossen im Pulte, und dennoch spielte der Gast das Werk des Vaters. Tiefer, reifer und schöner, als es selbst der Vater zu spielen vermocht hatte. In solch unerhörter Fülle und Kraft entströmte die Weise dem Instrument, dass sie die engen Wände des Schulzimmers zu sprengen schien. Sollte am Ende der Spieler — — — ? Nein, das war ja nicht möglich! Es war ja nicht möglich, dass Guido Lemner, der gottbegnadete Künstler, in diese einsame, gottverlassene Gegend verschlagen wurde!

Leise ging die Schulstübentüre auf, und die Frau des jungen Lehrers trat ein. Neugierde und Freude über das noch nie so wundersam vernommene Spiel ihres Mannes hatte sie von ihrer Wascharbeit weggehen lassen. Nun stand sie in ihrer blauen Waschschürze an der Türe, welche sie geräuschlos hinter sich zuschloss. Sie vergass im Banne der Töne ihren unschicklichen Aufzug und blieb reglos an der Türe stehen. Die beiden jungen Menschen erfassten das Werk ihres lieben Verstorbenen zum erstenmal in seinem ganzen Gehalte. Scheu glitten ihre Blicke aneinander vorüber, da sie befürchteten, sonst von ihrer tiefen Ergriffenheit übermannt zu werden.

Unterdessen hatten sich die Eltern der Schulkinder, der Pfarrer des Dorfes, Schulfreunde und alle übrigen Dorfbewohner, welche an der kleinen Weihnachtsfeier teilnehmen wollten, im Schulhause eingefunden. Es war ein stetes Auf- und Zugehen der Türe. Die Eintretenden schlossen sich der immer grösser werdenden Reihe der andächtig Lauschenden an. Leise, wie in einer Kirche war's. Der Pfarrer des Dorfes trat auf den Zehen zum jungen Lehrer und flüsterte ihm, die Hand vor dem Munde, zu:

«Guido Lemner spielt!»

Der so bekannt gemachte Violinist hätte, vom Feuer seines Spieles hingerissen und immer tiefer in den Wundergarten der Musik geführt, nicht aufgehört, wenn nicht von aussen her die Hupentöne seines Autos vernehmlich geworden wären. Da schien er wie aus einem tiefen Schläfe aufzuwachen. Wie beschämt hielt er in seinem Spiel inne, blickte um sich, legte Instrument und Bogen auf's Pult, nahm seinen auf dem Sitze liegenden Mantel auf den Arm und strebte der Türe zu. Da aber stellte sich ihm der junge Lehrer entgegen. Mit verhaltenen Tränen in den Augen stand er breit in der Türöffnung und streckte ihm die Hand entgegen.

«Wie können wir Ihnen danken! Das — das war zu viel!»

Der Künstler erwiderte den Druck seiner Hand.

«Das wiegt sich auf, mein lieber Herr. Sie haben mir meinen Rücken, und ich habe Ihnen, so hoffe ich wenigstens, das Herz erwärmt. Es war, wenn ich mich richtig ausdrücke, so eine Art von Symbiose. Sie sehen, dass ich über meinem Geigenspiel doch nicht alles aus der Schule vergessen habe. Aber nun lassen Sie mich, bitte, gehen. In der Stadt warten einige hundert Menschen auf mich. Ich muss ihnen das Konzertbillet zurückerstatten, wenn ich meine angekündete Veranstaltung nicht bringe.»

Sein lächelnder Mund liess, halb geöffnet, breite, vorstehende Schaufelzähne erblicken.

«Und so reich bin ich denn doch nicht, dass ich dies ohne nachteilige Folgen ertragen könnte. Bitte, bleiben Sie. Ich finde mich draussen schon zurecht.

Und nochmals meinen Dank für den warmen Ofen. Adieu.»

Keine Hand rührte sich, um dem Hinaustretenden Beifall zu klatschen. So tief waren alle noch im Banne des Gehörten. Und doch wusste Guido Lemner, dass er in der engen Schulstube einen seiner grössten Erfolge errungen hatte, wie er das dämmernde Schulhofgässchen hinabschritt, um seinen laut hupenden Wagen zu erreichen.

O. Frauenfelder.

D'Jumpfer Wunderlech¹⁾

«Ale, Emmi, mach jetz diner Ufgabe! Gaff jetz nid aber der ganz Abe i der Stuben ume. Das wird wider es Zügnis gä, das! Du wirsch wohl de no einisch müesse zrückblibe im Früehlig.» — Emmelis Gsichtli wird rot, wie vo Bluet übergosse. Es lat der Chopf la hange u luegt verzwyflet uf sis Rächnigsgschmier. $7 \times 8 = ?$ $7 \times 8 = ?$! Wie viel git jetz das neue scho? I mues zrugg bis 5×8 , das weiss i... $5 \times 8 = 40$, $6 \times 8 =$ isch... eee... Der Vater het der Rügge gehehrt, u ds Emmeli het der Chopf scho wider uf. Eins, zwei, si alli Zahle us em Chopf, du gschsch se nume no ganz vo wytem mit höhnische Gsichter Pürzelbäum schlah. — Und Emmelis Auge? Sie si ganz offe u lüchte i häller, wunderbarer Freud. Was isch ächt los? Es si emel nid d'Rächnige, ds schlächte Zügnis, d'Ussicht uf ds Sitzeblibe, wo die Emmeli-Auge so mache z'lüchte! O ne-nei! Sie müesse irgend öppis gseh — lue — lue! Die graue, graue Fänschterli wärde geng grösser — geng strahlender. Gseh si ächt z'mitts i Himmel ine? O nei, es brucht nid sövel!

Der Vater tuet mit der Fiele em Kari si Aluminiumgriffel spitze. Das isch es Gfiegg und es Gygs, dass die andere alli d'Ohre verhei und geng frage, obs nid bal fertig sig. Nume ds Emmeli isch sälig. Es gseht fyni, fyni Silberstäubeli vom Griffel em Bode zue flüge. O, Wiehnachte, Wiehnachte! Mit eim Schlag isch alls, alls Schwäre us Emmelis Läbe furt. Es weis nümme, dass si n'ihm geng vürhei, es well ja gar nid wachse, es sig geng der glich Stumpe. Es plaget ihns nümme, dass es ds einzige i der Familie isch, wo i der Schuel nid vürers chunnt. Dass es nid emal weis, wie viel 7×8 isch, het grad gar nüt meh z'säge. Ds Emmeli gseht i ds Wiehnachtsland ine. Weis Gott, was es sech alls vorstellt under däm dünne Rägeli vo Aluminiumstaub. Es gseht vilicht die silberige Fäde vom Wiehnachtsbaum, vilicht am Christchindli si Schleier, wo gheimnisvoll i der Luft ume schwäbt — was weis i!!!

Der Vater hört uf fiele. Hurti, hurti der Chopf uf ds Rächnigsheft abe. Was ächt das hinecht für Rächnige gä het? I traue-n-ihm nid viel. Was macht's? I Emmelis Härzli isch ds Wiehnachtsliechtli ufgange und alli Glogge lüte.

Z'mornderisch am Morge stolziert d'Jumpfer Wunderlech, Emmelis Lehrere, mit der Tasche under em Arm i ihri Schuel. Der Himel isch grau — es wett schier schneie u cha doch nid — es isch ihm allwäg no nid nache. — Der Jumpfer Wunderlech isch es o no nid nache. Was? He, mit de Schüeler sech uf d'Wiehnacht z'freue. — Aba! i ma eifach no nid. Es isch no viel z'früech! Me cha doch nid scho afah vo

¹⁾ Der Abdruck dieser Erzählung ist dem Entgegenkommen von Fr. Elisabeth Müller zu verdanken. Die Leser finden in dem Bändchen «Heilegi Zyt», Geschichte für i d'Wiehnachtsstube (Verlag Francke, Bern; kart. Fr. 2.80) noch andere stimmungsvolle Erzählungen der Verfasserin. Wir möchten auf die Quelle nachdrücklich hinweisen.

der Wiehnecht stürme, dänkt si, u de geit ja d'Achterreihe geng no nid. Gäb was me üebt u trüllet. Sträng gygset ds Schloss vo der Schuelstubetür. Umständlech leit d'Jumpfer Wunderlech d'Schuelschürzen a, nimmt e Bitz Chryde und schrybt mit sträng schuelmeisterleche Zahle a d'Wandtafele: $7 \times 8 = ?$ $9 \times 8 = ?$? ? Wie Pfyle fahre alli di Fragezeiche de Chinder, wo na di na mit yschchalte Schneuggeli i d'Schuelstube chöme cho z'tröpfle, i ds Härzli. Jäso, äbe, d'Achterreihe — ja — die hätte mer ja sölle lehre. Chli duuch si sie a Platz u hei gottergäbe gwartet, bis d'Einmal-Eins-Müli wieder afangi rattere. —

Nume-n-eis, ds Chlynste vo allne, ds Emmeli, mit sine unschuldige, graue Chatzenäugeli het sech getrauet, zu der Jumpfer Wunderlech vüre z'gah. — «Lehrere! — Lehrere!»... «Was wosch? Wart jetz no: $3 \times 8 = ?$... $9 \times 8 = ?$ » Aendlech luegt si vo ihrer majestätische Höchi abe uf ds chlyne Emmeli. Es het es Zündholzdruckli i der Hand. Mit zwöi Bätteläugli luegt's zur Jumpfer Wunderlech ufe, si möchti sech doch chli hüeke, das si mit der Nase chli, chli besser i di Emmeli-Wält abe chäm. Was het si da gseh? Im hinderste Egge vom Zündholzdruckli lige-n-es paar silberigi Stäubeli. «Was isch das? Was söll i dermit?» — «St, hübscheli!» huchet ds Emmeli i ds grosse Lehrerinne-Ohr ine, wo wie nes fleischigs Fragezeiche vor sim Müli isch ghanget. «Es Gheimnis! Der Vater het em Kari der Griffel gspitzt. Du hani du das dä Morge am Bode zäme gläse. I ha dänkt, dir chönntets de über e Wiehnachtsbaum streue. Dir chöits ha.» —

O, dä Blick us dene strahlende Chinder-Wiehnachtsauge! D'Jumpfer Wunderlech het ds Druckeli gno — isch ganz still a ds Pult u het der Chopf rächt lang nid hinderem Pultdechel vüregno. Weiss Gott, si het vilicht dert hinde das chlyn, chlyn Emmeli gseh uf em ruche Stubebode grüppele u mit em nasse Fingerli u verklärte Auge die wunderbare Stäubeli i ds Druckeli schabe. Oder was ächt no? ... Der Nase-lumpe isch emel undereinisch o no hindere Pultdechel gfahre. —

Es lütet. Mit eim Ruck steit d'Jumpfer Wunderlech uf. Sie geit a d'Tafele u löscht mit ere einzige Bewegung die stränge Schuelmeisterzahle us. Sie sitzt a ds Harmonium u faht afa spile. Z'erst lysli, nachär geng luter: «Ihr Kinderlein kommet — o kommet doch all!» — D'Chinderstimme si na di na ygfalle.



Was söll i dermit

Z'erst no chli zaghaft — nachhär geng häller, geng freudiger.

D'Jumpfer Wunderlech het müesse umeluege. O die Kinderauge gseh us wien-es Meer vo Lichtli. — Isch's geng no z'früh, a d'Wiehnachte z'dänke? Warum nid gar! We sogar der Jumpfer Wunderlech ihres Liechtli häll und klar i d'Stub-n-use lüchtet!

Und du, chlys Emmeli? Chasch de d'Achterreihe nid? S'macht nüt. Du chasch derfür es ganzes Meer vo Wiehnachtsliechtli azünte mit dine paar armsälige Aluminiumstäubeli.

Elisabeth Müller.

Weihnachten

Kanon

1. Eh-re sei Gott in der Hö -- he!

2. Frie-de auf Er--den, auf Er -- den und den

3. Men-schen ein Wohl-go -- sal -- len A --

4. men. A -- men.

L.E. Gebhardt. 1797-1862.

Weihnachtsarbeiten in der Schule

Viel Freude und frohe Stimmung verschaffen in Schule und Haus Weihnachtslieder und Gedichte. Daneben sollen die Schüler angeregt werden, durch die Verabfolgung kleiner Geschenke zu erfahren, dass Geben glücklicher macht als Empfangen.

A. Elementarstufe.

1. *Glückwunschkärtchen*. Graues oder hellbraunes Skizzenpapier in Postkartengrösse. Auch saubere graue Heftumschläge lassen sich verwenden. Aufschriften: Frohe Weihnacht! Viel Glück zum neuen Jahr! u. ä. Verzieren: a) Zeichnen mit Farbstiften: Tännchen, Tannenzweig, Kerze; b) Scheren und Kleben: Verzieren mit Klebeformen. Verwendung der Ausschneidebilder «Wurzelkinder». — Die Aufschriften und ihre Anordnung müssen vorher geübt werden.

2. *Ueberziehen von Käseschachteln*. (Nur saubere Schächtelchen verwenden, bei denen die Auskleidung innen nicht unbedingt nötig ist.) Buntes Papier. Für Deckel und Boden Kreisflächen. (Herunterfalten nicht nötig; ein kleines weisses Rändchen stört nicht!) Für Seitenwände Streifen. Verzierung mit Ausschneidebildchen (Schattenbilder) oder Scherenschnitten.

3. *Schächtelchen oder Körbchen* aus farbigem Halbkarton. Wenn die Schüler nicht in der Lage sind, genau zu messen, kann der Rand durch Lineal- oder Maßstabbreite gewonnen werden. Ritzen mit Stecknadel. Vor dem Zusammenkleben mit Scherenschnitten, Klebeformen oder Farbstiften leicht verzieren. Kleben mit dickflüssigem, gelben Dextrin (wenig auftragen, aber gut verstreichen!). Körbchen wie Schäch-

telchen, aber breiterer Rand. Henkel anfügen. Beim Zusammenkleben leisten Bureauadeln gute Dienste.

4. *Kalender*. Monatsblätter (Zeichnung und Kalendarium) selber herstellen.

B. 4. bis 6. Klasse.

1. *Weihnachtspapier* herstellen. Eine Rolle weisses Schrankpapier in Stücke von zweckmässiger Grösse aufteilen. a) Zeichnen und Malen von geeigneten, nicht zu kleinen Mustern (Kerze, Tannenzweige, Sterne, Glocken); b) Aus starkem Papier werden geeignete Formen (Herz, Kerze, Glocke, Tannenbaum, Streifen von verschiedener Grösse) ausgeschnitten, auf Packpapier oder graues oder weisses Papier gelegt und mit Farbe (Wasserfarben oder wasserlösliche Holzbeizen) überspritzt (Zerstäuber!). Für haltbare Papiere können Spiritusbeizen verwendet werden.

2. *Sterne* zum Anhängen an den Christbaum oder für Aufschriften zu Päcklein. Zeichnungspapier oder Halbkarton. Zeichnen mit Zirkel und Maßstab. Allenfalls Ueberstreichen mit Goldbronze.

3. *Glückwunschkärtchen*. Farbstifte oder Wasserfarben.

4. *Aufziehen eines Blocks- oder Halbjahreskalenders*. Als Ueberzugspapier selbsthergestellte Kleisterpapiere verwenden.

5. *Formen von Kerzenständern* aus Lehm. Bemalen mit Plakatarben; lackieren. Stern-, Herzformen oder andere Unterlagen.

6. Halbe Fadenspulen bemalen und lackieren. Sie können ebenfalls als *Kerzenstöcke* gebraucht werden. Die Standfestigkeit wird erhöht, wenn der Halter auf einen Stern aus steifem Papier oder leichtem Karton geklebt wird.

7. *Scheren- und Linoleumschnitte*.

Kl.

Fest im Haus

zu einer Ausstellung im Pestalozzianum, Zürich.

Eigentlich hätten wir zu dieser Stunde auf unsern Hockern im Zeichensaal zu sitzen und mit Stift und Pinsel eine Aufgabe zu lösen. So verlangt es wenigstens der Stundenplan. Aber nun stehen wir da, vor dem Ausgang zum Beckenhof, eine schwatzende, zappelige Mädchenschar und ihr Lehrer, und fünfzig Augen lesen zugleich, was drei Worte in brennendem Rot am Eingang verkünden: «Fest im Haus.» Wir sind dazu geladen, wie Ihr alle übrigens auch; denn empfängliche Herzen haben Einlassrecht im Haus. Flink schlüpfen wir durch die geöffnete Türe, und gleich stehen wir mitten im festlichen Kreis, den Weihnachten hier mit goldener Spur gezogen hat. In der weihnachtlichen Rüstkammer, möchte ich fast sagen, wo all die hübschen Dinge geborgen sind, die fleissige und geschickte Hände mit Schere und Pinsel, mit Säge und Hammer und Farb- und Kleistertopf für das Christfest geschaffen haben: bunte Weihnachtspapiere, silberglänzender Christbaumschmuck, Kerzenstöcklein aus Fadenspulen, bemalte Schachteln aus Papier und Span, farbige Serviettenringe, Scherenschnitte, Hampelmänner und scheckige Gummitiere. Auch ein Schattenspiel ist da, mit Bildern vom Krippenkindlein, von den drei Königen aus dem Morgenland und der Flucht nach Aegypten, und eine «Krippe» erzählt die Weihnachtsgeschichte vom heiligen Paar, dem ein gestrenger Herbergsvater das Obdach verweigert, so

dass es sich bei Ochs und Esel im Stalle zur Ruhe legen muss, indessen die Hirten auf den Feldern von Bethlehem bei ihren Herden Wache halten und durch die Sternennacht des Engels Stimme singt: «Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden!»

Ein Adventskranz im braunen Tüngericht des Gartensaals weist uns den Weg zum Christbaum und zum Weihnachtsgabentisch. Noch hat das Weihnachtsglöcklein nicht geläutet, noch ist es ahnungsreiches Geheimnis, was die vielen Päcklein in ihren farbigen Hüllen bergen. Ein Kärtchen liegt dabei, sauber geschrieben und verziert. Das sagt, wer die goldene Schlinge oder den Knoten im Silberfaden lösen und die Geschenke aus ihrer Verborgenheit befreien darf. Mehr verrät es nicht. Aber eines wissen wir doch: Hier liegen Gaben, die uns den wahren Sinn des Schenkens lehren. Wir müssen es wieder lernen, wenn uns Weihnachten nicht verlorengelassen soll. Nicht an der Gabe selber dürfen wir das Geschenk messen; in der Art, wie es uns gegeben wird oder wie wir es geben, liegt sein wahrer Wert. Echtes Schenken ist keine Angelegenheit, die sich mit einem Gang zum Warenhaus und einer Silbermünze erledigen lässt. Es verlangt Hingabe des Herzens. Die Lichter am Baum sind wohl das schönste Sinnbild dafür; sie leuchten und wärmen nur dann, wenn sie sich selber schenken.

Von diesem hingebenden und beglückenden Schenken in festlichen Stunden zeugen die ungezählten Dinge, die auf den Tischen und in den Glasschränken zur Schau gestellt sind. Da breitet sich so viel Schönes vor unsern Augen aus, was Mädchenhände in der Arbeitsschule mit Nadel und Wolle, was die Knaben mit Hobel und Schnitzmesser, mit Feile und Hammer in den freien Kursen für Handarbeit geschaffen haben. Und leckeres, knusprig-braunes Backwerk ist dabei: Weihnachtsringlein, Birnweggen und Lebkuchen nach eigenen Entwürfen; auch gezuckerte Quittenpästchen haben wir entdeckt und bewundert. Sie stammen aus hauswirtschaftlichem Gebiet. Alles strahlt Freude, das schlichte Buchzeichen, der Kartenständer aus braunem Nussbaumholz und die kleinen Deckelgläser mit dem selbstgesammelten Kräutertee.

Im weihnachtlichen Gefolge schreitet der Silvester daher. Auch er liebt den fröhlichen Ton, die festlich geschmückte Tafel und allerlei Schabernack und Zeitvertreib; er spielt mit Nüssen und versteckten Schätzen im Krusch und orakelt mit Blei und Nußschalenschiffchen ins neue Jahr hinein.

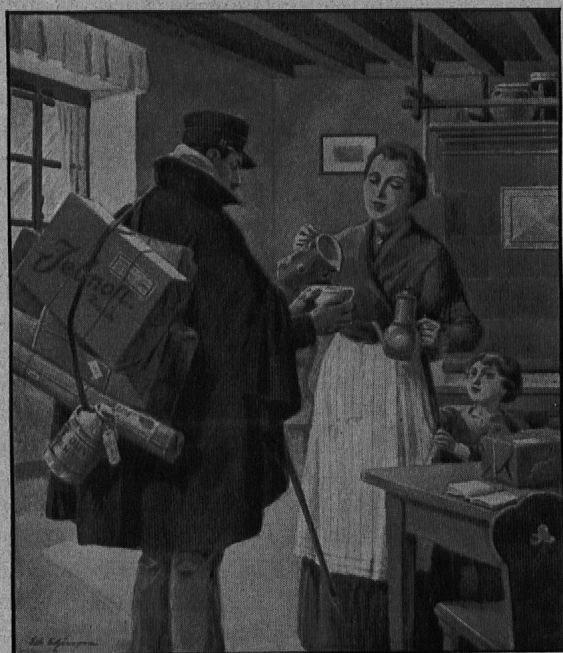
Zwischen Silvester und Weihnachten aber dehnt sich das Jahr, das Ostern bringt, Geburtstage feiert, zu Hochzeit und Taufe lädt, das ehrend der Mütter gedenkt und dann und wann eine Gelegenheit schenkt, da man sich gerne um einen festlichen Tisch versammelt. Es sind des Zeitlaufs kleine Freudenfeuer, die das Menschenherz braucht, und die um so heller brennen, je liebevoller und sorgfältiger das Holz dazu gesammelt worden ist. Wie man das machen kann, zeigt uns die Schau im Beckenhof auf Schritt und Tritt: wie man den Festtisch rüstet; wie man Geschenke wählt und sinnig ordnet; dass Lieder und Saitenspiel dazu gehören — und vor allem, dass das Geheimnis der festlichen Freude in der Vorbereitung zum Feste liegt. Ein wahrer Festtag ist nur möglich, wo ihm ein Werktag vorausgegangen ist. Ja, ein Werk-Tag! Das scheint mir das Schönste und Wertvollste am «Fest im Haus», und dass uns die Schule so schöne und häufige Gelegenheiten bietet, uns mit den Kindern an diesem werktäglichen Rüsten auf ein Fest zu freuen. Kinder-

herzen sind geräumige und frohmütige Feststuben, mit saubern Fenstern und weiten Türen und einem Zauberspruch: «Froh zu sein, bedarf es wenig, und wer froh ist, ist ein König.» Wer daran zweifelt, der betrachte die vielen farbigen Zeichnungen, der lese in den Aufsätzen, welche die Ausstellung bereichern und sehe sich gründlich an, was die Kleinen aus dem Kindergarten zum Fest gesteuert haben. —

Und nun sind wir wieder auf dem Heimweg. Keine lärmende Mädchenschar, wie sie vor einer Stunde den selben Weg gewandert ist; lautes Rufen und übermütiges Lachen sind verstummt. Es ist merkwürdig still geworden, und auf den Gesichtern liegt ein leichtes Rot und verkündet: «Fest im Haus!»

Rudolf Zuppinger.

Kleinwandbild zur Förderung der Volksgesundheit Nr. 76



«Ungefreutes Wetter für einen Briefträger. Heisser Milchkaffee wird Euch gut tun.»

«Ich bin so frei. — Wenn nur alle Frauen so einsichtig wären, unsereinem keine geistigen Getränke anzubieten. Auf die Dauer hat man nur Schaden davon.»

Winke zur Behandlung des Bildes.

1. Erzählung.

Ein ungemütlicher Regentag. Ein kalter Wind peitscht dem Postboten Wehrli das Wasser ins Gesicht. Der Mann stapft mit müden Beinen auf den durchweichten Wegen zur obern Hub hinauf. In der Schwendi hat er den Wagen zurückgelassen, und die Pakete, die er in den Höfen am Berg abzugeben hat, an einem Riemen über die Achsel gehängt. In der Tasche sind noch etliche Briefe und Zeitungen, die er austragen muss, ehe er an Heimkehr und Feierabend denken kann. Bei derartigem Wetter ist es eine Not, dass die Häuser so weit herum verstreut sind. Wie wohl täte ihm jetzt ein Schluck von dem guten Kaffee, der daheim in der Ofenröhre steht. Nun, Wehrli ist sich ja gewohnt, zu warten.

Wau, wau! Aha, der Bläss von der obern Hub. «Dummer, kennst du den Post-Sepp noch nicht?

Geh, sei still! Ich habe etwas für die Meisterin.» Mit schweren Schritten kommt Annababette, die Bäuerin, aus der Stube und nimmt dem Sepp die Postsachen ab. Es scheint etwas Gefreutes darunter zu sein. Da gewahrt sie die müden Züge des Mannes. «Kommt herein, Sepp! Ungefreutes Wetter heute für einen Briefträger, nass und kalt. Heisser Milchkaffee wird Euch gut tun.» Wie gerne folgt der Postbote der unerwarteten Einladung. «Ich bin so frei», sagt er. «Wenn nur alle Frauen so einsichtig wären, unsereinem keine geistigen Getränke anzubieten. Auf die Dauer hat man nur Schaden davon.» — Ihm ist, als brächte jeder Schluck neue Kraft. «Habt Dank, Annababette! Der Kaffee hat mir wohl getan; jetzt mag ich den Weg wieder unter die Füsse nehmen. Behüt Euch Gott!» — Fröhlich schreitet Sepp seines Weges weiter. Es ist nicht nur der Kaffee, der wärmt. Auch die Güte eines Menschen, der die Not des andern versteht und ein wenig Zeit hat für ihn, tut wohl.

2. Bildbetrachtung.

Wo sind wir? Was tut die Frau? Was denkt der Postbote? Was hätte ihm die Bäuerin auch aufstellen können? Warum reicht sie ihm Milchkaffee? Warum wäre ihm mit Most oder gar mit Schnaps nicht gedient?

3. Besprechung.

Wie wir dem Postboten die Arbeit erleichtern können.

- a) Adresse genau und deutlich schreiben! Ueben im Schreiben richtiger Adressen¹⁾.
- b) Pakete gut verpacken und richtig verschnüren!
- c) Beim Zunageln einer Kiste darauf achten, dass keine Nägel vorstehen.
- d) Karren und Schlitten stossen.

4. Zur Vertiefung, in Schulen auch als stille Beschäftigung.

Der Postbote erzählt, was er auf seinen Gängen erlebt hat.

- a) Erfreuliche Erlebnisse.
- b) Unerfreuliche Geschehnisse.

KL.

Ein Solothurnertag der Seligen im Himmel

Der gütige Herrgott im Himmel hat einmal erlaubt, dass die Seligen aus der selben Heimat jedes Jahr einen Ferientag zusammen feiern, nicht zum Tanzen, nicht zum Autofahren; denn Jazz und Auto gibt's nicht im Himmel, aber zu einem friedlichen Schwatz über die Dinge der Heimat, die sie immer noch in nächtlichen Träumen umschweben. Sie sitzen dann auf der Himmelswiese, und die heilige Verena kredenzt aus ihrem Krüglein einen Trunk, den sie vom Brunnlein in der Einsiedelei heraufgeholt. Die Seligen dürfen auf diesen Tag ihr weisses Engelsingewand mit den Flügeln ablegen und im Habit ihres Lebens-

¹⁾ Von dem Heftchen, das als Begleittext zum «Bahnpostbild» herausgegeben wurde und das genauere Anleitung gibt, wie man den Postdienst erleichtern kann, ist noch ein kleiner Rest vorhanden, der unentgeltlich abgegeben werden kann.

Bezugsstelle dafür und für die Kleinwandbilder: Schweizerische Zentralstelle zur Bekämpfung des Alkoholismus, Lausanne, Av. Dapples 5.

tages, das ihnen der Schneider von Ulm genährt, erscheinen.

Wer mit der Schule und mit der Jugend zu tun gehabt, der kann's auch an diesem Tage nicht lassen, ob geistlich oder weltlich, das Thema aufzunehmen, das schon so viele heisse Köpfe machte; aber seltsam, gerade die Männer, die im Leben einander die Köpfe heiss gemacht, die finden sich am Solothurnertag im Himmel wieder.

Sind das nicht Solothurner dort; sind das nicht Oltner? Man hört's am harten Gaumenlaut; man kennt sie an der ausladenden Geste ihrer Arme. Drei lange, hagere Geistliche, den Blick der Milde, der verzeihenden Güte in den klugen Augen: Präfekt Hartmann, Friedrich Fiala, Peter Dietschi; neben diesem sein Neffe mit dem grauen Kinnbart; Professor Peter Dietschi, mit den klugen Augen blinzeln, wenn der kleine, quecksilbrige Politiker, Landammann Vigier, im Eifer seiner Rede die Löwenmähne gar zu jugendlich schütteln will. Präfekt Hartmann hebt die weisse Hand: «Herr Landammann, sagt, was ihr wollt, die alte Schule gab dem jungen Menschen mit dem Geist der griechischen und lateinischen Klassiker den hohen Flug, den Blick der Weite, die Humanität, mit dem Geist sag' ich, denn Geist ist alles.» Landammann Vigier nickt lebhaft: «Wir haben diesen Geist ja auch genossen; aber die Schule ist das Kind des Lebens. Sollten wir denn anno 56 unser Ohr dem gebietenden Geist der Wirklichkeit verschliessen, als wir die vollständige Trennung von Gymnasium und Gewerbeschule vollzogen? Das Polytechnikum in Zürich verlangt Mathematiker, Schüler, die rechnen und zeichnen können. Der Handel, die Fabriken brauchen Leiter, die auf der Landkarte Bescheid wissen, und der Bürger und zukünftige Staatsmann muss in der Geschichte und Staatskunde sein Urteil üben. Drum haben wir der Anstalt auch einen andern Namen gegeben: Kantonsschule sollte sie heissen; nicht nur der Herrensohn, nein, auch der Schwarzbub, der Niederämter soll den Weg zur Bildung finden. Habt ihr, Herr Präfekt Hartmann, nicht selber mit eurem und eurer Schwester hochsinnigem Testament dem mittellosen Begabten die Tür geöffnet?» Präfekt Hartmann lächelte: «Allerdings; aber ich habe doch vor allem an den Lateiner und Griechen gedacht; denn ich sage euch: Auch der Ingenieur, der Baumeister, der Fabrikleiter sollte einmal im Leben den Geist Hellas, den Geist der Musen gespürt haben.» Rektor Schlatter nickte lebhaft; aber Franz Lang, der Rektor mit dem ungeheuren weissen Kahlschädel, hob sachte den Finger und zeigte nach der weissen Taube, die friedlich über ihren Häuptern schwebte: «Herr Präfekt, wollten wir nicht auch der Weisheit dienen, als wir im

Jahre 74 der Natur, der Lehre vom Menschen und Tier, von den Gesetzen und Kräften der Elemente mehr Raum gewährten? Spricht nicht der Flug des Vogels, der Bau der Kristalle von des Schöpfers tiefster Weisheit?» Peter Dietschi, der Neffe, räusperte sich und sah den Oheim an, eh er bedächtig das Wort ergriff: «Ich meine, eine neue Zeit bringt neue Menschen, auch neue Führer, Führer für die Seele, Führer für den Leib. Die Erfindungen häufen sich, die Menschheit vermehrt sich, der Kampf ums Leben wird schwer; der Fabrikdirektor, der Ingenieur, der Chemiker, der Staatsmann, sie müssen sich rüsten, um im Kampfe zu bestehen; sie müssen mit dem Werkzeug der Wirklichkeit sich versehen, und leider, ich sage es, werden immer weniger Auserlesene im Geiste der Antike, im Geiste des Uebersinnlichen zum Fluge in die reinen Höhen sich rüsten können.» «So ist es», sagte Vigier lebhaft und legte die rechte Hand zur Rednerhaltung in die linke Busenfalte, «so ist es, und der Bürger, dem wir das kleinste Gesetzlein, die Wahl des letzten Beamten in die Hand gegeben, er muss im Lichte der neuen Zeit sich umschauen lernen; denn wir glauben an die Kraft, an die Freiheit des letzten Tagelöhners!» Friedrich Fiala drehte fast wehmütig das Haupt mit der hohen, breiten Stirne; seine Stimme war nicht laut, und Milde klang daraus: «Fürchtet ihr nicht, Herr Landammann, dass der harsche Wind der Wirklichkeit, den ihr durch die offenen Fenster in die Schulstuben lasst, den Geist der Frömmigkeit hinaustreibt aus den Herzen? Wir haben einst im Zofingerverein anno 36 auch Freiheitslieder gesungen und Solon gepriesen; aber wenn wir im Sternenschein nach Hause gingen» — — Die andern wussten, was er sagen wollte, dass damals jeder, auch der Freiste, fromm und gläubig war. Alle schwiegen; Präfekt Hartmann aber legte dem Landammann die Hand auf den Arm: «Es ist wahr, ihr habt die Gegenwart verstanden; ihr habt dem Landbuben ein Kosthaus aufgetan, habt den zukünftigen Kaufleuten die merkantile Abteilung gegeben, am Gymnasium, an der Gewerbeschule in den siebenziger Jahren schon nach unten und oben neue Klassen angefügt; ihr habt die jungen Bauern in die Schulbänke geschickt; ihr lasst die Schüler Französisch, Englisch, Italienisch lernen, lasst die Lehrerrödinge vom Lande in die Stadt kommen, erst ins alte Kollegium, dann anno 69 ins leere Franziskanerkloster, damit sie dem Geiste der Wissenschaft, den Sammlungen, der Kunst und dem Theater näher sind. Das alles ist recht und schön; aber hütet euch, so sag' ich schon auf Erden, dass der Geist der Materie, der Maschine, dass der Geldteufel, der Eigennutz, der Tand und Quark der grossen Stadt nicht Meister wird; denn wehe der Menschheit, wenn sie über dem Alltag das Ewige vergisst.» Wieder ward es still. Landammann Vigier holte aus zu neuen Worten, da tönte die Himmelsglocke; es war das Zeichen, dass der Heimattag vorbei und der Geist der Seligen sich wieder den höchsten Dingen weihen durfte. Peter Dietschi, der gesetzte Weltmann und freisinnige Politiker aber sah dem ernsten Warner lächelnd in die Augen: «Hört ihr die Himmelsorgel, Herr Präfekt! Sie tönt hinaus im letzten Vogelruf, im letzten Bienensang, nie wird sie verstummen, und in die lauteste Schulstube dringt ihr Ton hinein. Wie könnte je die Welt ihren Gott vergessen!»

Josef Reinhart.

Eine Festschrift von eigenem Gepräge ist die *Gedenkschrift zur Jahrhundertfeier der Kantonsschule Solothurn*. Sie hat nicht einen Geschichtsforscher, sondern einen Dichter zum Verfasser. Josef Reinhart gestaltet die wichtigsten Geschehnisse aus dem Schulleben Solothurns in einzelnen Bildern, von denen jedes, dank der Anschaulichkeit der Darstellung, tief wirkt, und die zusammen doch eine geschlossene Uebersicht zu erzeugen vermögen. Reinharts Schilderungen sind warm, gemütvoll und oft mit feinem Humor gewürzt. Er lässt verschiedene Auffassungen zum Worte kommen und ist ein wohlwollender Fürsprecher der Jugend. Wir freuen uns, den Lesern der SLZ im Einverständnis mit dem Verfasser eine Probe aus der Festschrift bieten zu dürfen.